Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Zigeuner und Musikbanden in Ungarn.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

über welche im vorigen Jahrhundert die gesammte Akademie in sprachloses Entsetzen gerathen wäre, fallen heute Niemandem mehr auf. Wenn man Michelet, Quinet und Aehnliche liest, so glaubt man sich vollständig auf Deutschem Boden. Diese Veränderung der Sprache, zu der freilich auch die romantischen Dichter viel beigetragen haben, ist doch vorzugsweise ein Werk der Journalisten; aber auch in dieser Beziehung stehe ich wenigstens nicht an, der altfranzösischen Sprache den Vorzug zu geben. Die Babylonische Verwirrung in den Gedanken und Bildern, die grenzenlose Unklarheit, der gegenstandlose Witz und das verschwimmende überschwengliche Gefühl, das heute in Paris Mode ist, geben nicht die geringste Hoffnung zu einer gesunden Entwickelung. Der alte Classicismus, d. h. der gesunde Menschenverstand und das natürliche Gefühl, mittlerweile von der übergroßen Nüchternheit des vorigen Jahrhunderts geheilt, wird sich zunächst in der Form der Wissenschaft und auf der Tribune gegen diese romantische Verwirrung erheben, denn sie ist ein fremder Tropfen im Französischen Blut.

Zigeuner und Musikbanden in Ungarn.

Ich muß vor Allem als gutgesinnter Staatsbürger Gesammtöstreichs auf den allgemein bekannten, aber zu wenig gewürdigten Umstand aufmerksam machen, daß das Polyglottenthum des Olmützer Gesammtstaates sich nicht nur auf die Zungen, sondern auch auf die Kehlen und Saiten erstreckt. Die Musik Italiens ist lächelnd wie das Blau seines Himmels und schäkernd wie der Muthwille seiner Frauen. Ein Ungarischer Schriftsteller nennt Italien einen zerrissenen Triller, dessen Bruchstücke dem Fremden als freches Gejohle erscheinen, und der nur in dem Busen seine Würdigung findet, dem er in künstlerischer Vollkommenheit entsprungen ist. — Die Gemüthlichkeit des Oestreichers, Steiermärkers und Tyrolers offenbart sich in seinem jovialen Gejodel und dem gleichgiltig-sorglosen Ländler. — In der Polka und Krakovienne scheint der Pole das Vernichtungsurtheil der Großmächte Lügen zu strafen. Der Böhme ist das musikalische Universalgenie der Oestreichischen Monarchie; er hat keine eigene, nationale Musik, aber er wandert mit seiner Flöte, Hoboe oder Geige über die Karpathen wie über das Erzgebirge, und ergötzt Ungarn, Polen und Deutsche mit ihren nationalen und auch classischen Tonstücken.

Ungarn für sich ist kein octroyirtes, aber von Natur und Geschichte hervorgebrachtes, und durch die geographische Lage nothwendig gewordenes Gesammtvaterland mehrerer Volksstämme, die über kurz oder lang zu der Einsicht gelangen müssen, daß der Zweck des staatlichen Zusammenlebens: die Veredlung des Individuums wie der Gattung, weder durch nationale Suprematien, noch durch lächerliche Geltendmachung eines oder des andern Duodezvölkchens erreicht wird. —

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hier fällt uns besonders der Umstand auf, daß während die Sprachen der Ungarischen Volksstämme zu einem Kampfe führten, der ganz Europa in convulsive Spannung versetzte, haben sich die verschiedenen Musikweisen der Ungarischen Volksstämme schon längst eine wirkliche Gleichberechtigung erworben. — Dem Magyaren ist sein Rakoczy-Marsch, sein „Friss és lassú" (Allegro und Adagio), sein „csárdás" (Pusten-Tanz) und „verbunkos" (Tanzstücke werbender Husaren) über Alles werth, aber sein tiefes, leicht erregbares Gefühl läßt ihn auch an den trauernden Slovenischen und bettelnden Wallachischen Nationalweisen Wohlgefallen finden, und diese sind in solchem Maße in die eigentlich-Magyarische Nationalmusik übergegangen, daß sie fast bis zur Unkenntlichkeit mit einander verschmolzen sind.

Vieles mögen zu diesem Gemenge die Zigeuner beigetragen haben. Der Zigeuner ist bekanntlich ein mit dem Kainszeichen belastetes, unstätes Wesen, und war es in früherer Zeit noch in höherem Maße. — Heute unterscheidet man in Ungarn zwei große Abtheilungen dieser „Heimathlosen im Heimathslande". Die noch jetzt in größern oderkleinern Familiengruppen herumziehenden Zigeuner-Caravanen, die eine Anzahl zerbrochener, mit elenden Schindmähren bespannter Wagen mit sich führen, auf welchen unter einer hundertfach durchlöcherten schmuzigen Leinwanddecke eine Legion ölbrauner, blos mit Menschenleder bekleideter Kinder und halbnackter Weiber hocken, und durch die hundert Fenster der Leinwanddecke hervorgucken. Die Männer und wanderungsfähigen Weiber und Mädchen gehen auf der Heerstraße neben den schwerbepackten und aus allen Fugen knarrenden Wagen einher, und geben sich dem Wanderer schon in ziemlicher Entfernung durch ihr überlautes, gellendes Geschwätz in einem aus Magyarischen, Wallachischen und Slavischen Wörtern und einer Anzahl Koptischer und Indischer Wurzeln entstandenen Jargon zu erkennen. — Ist die Caravane an dem Ende eines Dorfes angelangt, so macht sie vor demselben Halt, verwandelt die Leinwanddächer der Wagen in stehende Zelte, läßt die Pferde in den Straßengräben weiden, und schlägt gewöhnlich eine improvisirte Schmiede auf, wo für die Bauern des Dorfes und der Umgegend Nägel, Ofengabeln, Feuerzangen, Essen, Wagenringe und dergleichen für einen bedeutend billigern Preis, als die gewöhnlichen Schmiede zu verlangen pflegen, verfertigt werden, während ein Theil der Gesellschaft, und besonders der weibliche, sich mit dem edlen Schinderhandwerke, mit Weissagen, Zaubertilgungen und — wenn's eben angeht — Stehlen beschäftigt. Die hoffnungsvolle Jugend übt indessen die bereits von den Griechen hochgerühmte Kunst der Gymnastik, und ergötzt die vorüberfahrenden Reisenden halbe Stunden lang mit den in Ungarn allgemein bekannten „Zigeuner-Rädern" — eine Art Purzelbäume, bei welchen sich der Körper wie ein Rad nach einer Seite von den Händen auf die Füße, wieder auf die Hände und so weiter wirft — was die Reisenden gewöhnlich, nachdem der junge Künstler diesen Tanz eine ziemlich lange Strecke an der Seite ihres Wagens ausgeführt hat, mit einem Kupferkreuzer zu belohnen pflegen. — Doch diese guten Leutchen pflegen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gewöhnlich keine großen Bekanntschaften an einem Orte zu machen, denn sobald die Polizei von ihrem Dasein unterrichtet ist, und besonders, wenn sich eben in der Gegend communistische Tendenzen kundgeben, wird die Gesellschaft ersucht, ihre Siebensachen zusammen zu packen, und sie zieht zu einem andern Dorfe, um dort wieder nach einigen Tagen oder Wochen an die Wandelbarkeit des irdischen Lebens erinnert zu werden u. s. w. Natürlich tragen die Dorfschmiede nicht wenig bei, um das Fortkommen dieser lästigen Nebenbuhler zu fördern. — Diese Klasse, welche größtentheils aus der Wallachei und Siebenbürgen zu kommen pflegt, wird die der Oláh-Zigeuner (Oláh=Wallache) genannt.

Die zweite Klasse der Pharaoniden lebt in, oder vielmehr neben Dörfern in sogenannten festen Wohnsitzen. Diese ist im Anfang vermuthlich dadurch entstanden, daß mehrere Familien der herumwandernden Oláhzigeuner sich an gewissen Orten niederließen, und dem Nomadenleben für immer entsagten. Wie der Jude in seinem Getto, so lebt hier der Zigeuner auf seiner „Zeile", so werden die fast durchgehends nur aus einer Reihe niedriger, mehr von Schmuz als von dem Baumaterial zusammengehaltener Häuschen bestehenden Zigeunercolonien genannt, die an den Enden der meisten Ungarischen Dörfer und kleinern Städte zu treffen sind.

In dieser Klasse finden wir mehrere Unterabtheilungen nach den verschiedenen Hantirungen und Gewerben der stabilen Zigeuner: Schmiede, die nun hier eine oft sehr gut eingerichtete Werkstelle haben; Ziegelbrenner, Goldwäscher (besonders in Siebenbürgen) und Pferdehändler, die durch ihre Fertigkeit, alte Pferde jung und magere fett zu machen — Ersteres wird durch Abfeilen des Zahnbelegs, Letzteres durch Fütterung mit Kleien und Mühlstaub, und durch die Vorsicht, die Pferde nie zu Durst kommen zu lassen, sondern ihnen die Bäuche stets mit einer Quantität Wasser angefüllt zu erhalten, bewerkstelligt — eine Berühmtheit erlangt haben. Ich will hier meinen Lesern ein kleines Beispiel von der Art und Weise anführen, wie diese Leute ihre Geschäfte abzumachen pflegen. Auf einem Pferdemarkte stand einst ein Zigeuner, und bot ein prachtvolles Siebenbürger Vollblutpferd zum Verkauf an. Das schöne Roß ließ auf den ersten Anblick einen Preis von 3—400 Gulden Münze vermuthen, und es wunderte sich Jedermann, wie ein solches Prachtstück in die Hände eines Zigeuners gelangt sein mochte; allein wer näher trat, erfuhr bald, daß das schöne Thier auf einem Fuße total lahm war, weswegen auch der Händler nur 60 Gulden Münze für dasselbe verlangte, was aber natürlich Niemand geben wollte, da ein lahmes Pferd, sei es noch so schön, doch immer nur vor einen Mistkarren gehört. Der Zigeuner pries lange vergebens den Vorübergehenden das lahme Thier an, bis endlich ein Jude kam, und das Pferd für 50 Gulden Münze erhandelte. Zwei junge Edelleute, die dem Handel von ferne zusahen, waren nun neugierig zu wissen, was den Juden bewogen haben könnte, 50 Gulden für ein lahmes Pferd zu geben; andererseits

konnten sie sich es nicht wohl erklären, wie ein Jude und ein Zigeuner, die doch gewöhnlich Beide nicht die Betrogenen im Handel zu sein pflegen, überhaupt ein Pferdegeschäft mit einander abmachten, bei dem nach ihrer Ansicht eine Partei immer übervortheilt werden muß. Sie riefen daher den mit dem erfeilschten Pferde vorübergehenden Juden herbei, und stellten ihm die Frage, wie er sich entschließen konnte, für ein lahmes Pferd 50 Gulden Münze zu geben? „Ei mein goldener gnädiger Herr," erwiderte der Gefragte, „das muß ich besser versteh'n, der Schocherer (Zigeuner) is ein Esel; das Pferd hat einen Nagel im Huf', darum geht es lahm; ich werde den Nagel herausnehmen, und das Pferd einige Zeit gut abwirthen, dann bekomm' ich 400 Gulden Zwanziger (Münze) für das Prachtstück. Die jungen Cavaliere lachten über die Pfiffigkeit des Juden, wollten aber zugleich erfahren, wie es zuging, daß sich ein Zigeuner so übervortheilen ließ. Sie riefen also Diesen herbei, der noch mit dem Nachzählen der von dem Juden erhaltenen und in Oestreich gleichberechtigten verschiedenartigen Bankzettel, Silber- und Kupfermünzen beschäftigt war. „Küsse Händ' und Füße meinen hohen gnädigen Herrschaften," sagte der Zigeuner, seinen entblößten, etwas in Unordnung gerathenen Lockenkopf schüttelnd, und die pechschwarzen, vorn nach Frauenart getheilten Ringellocken hinter die Ohren zurückglättend, „belieben nur Eure Hoheit nicht zu glauben, daß ein jeder Hergelaufener einen Zigeuner betrügen könne! Bin ich etwa darum so alt geworden, wenn Eure Hoheit gnädigst erlauben, daß mich ein lumpiger Jude aufs Eis führen soll? Ich habe den Messiasgläubigen so eingeseift, daß selbst sein Weib und seine Kinder davon schneeweiß werden sollen. Ich habe fünfzig Gulden in der Tasche" — und hier klopfte er sich die linke Brustseite seiner rothgeschnürten blauen Jacke — „der Jude glaubt, dem Pferde den Nagel auszuziehen, und dann reich daran zu werden; soll's nur probiren! das Pferd macht weder Gott noch Teufel wieder gesund, denn das arme Thier ist an und für sich lahm, und ich habe ihm selbst den Nagel in den Huf geschlagen, damit der Käufer glaube, es sei nur in Folge dieser Verletzung lahm; 10 Gulden bekommt er für die Mähre, keinen Heller mehr!" —

Weit höher stehen die musicirenden Zigeuner, von denen fast in jeder Colonie eine Bande zu finden ist, während manche Colonien blos aus dieser Gattung bestehen, und dann nach Alter und Talent mehrere kleinere und größere, zu verschiedenen Preisen verfügbare Musikkapellen bilden.

Die musicirenden Zigeuner wohnen gewöhnlich, wie ihre übrigen Stammgenossen, an den Enden der Ortschaften, doch sind ihre Colonien oder einzelnen Häuser auf den ersten Anblick von den übrigen zu unterscheiden. — Das Auge sieht niedliche, ob zwar etwas niedrige, und etwas tief gelegene Häuschen; das Ohr hört fast den ganzen Tag hindurch Saitengeschrill und Klarinettengepfeif, was bei dem Umstand, daß mehrere Individuen zu gleicher Zeit auf einem verhältnißmäßig kleinen Raume die verschiedensten Musikpiècen einstudiren, während

mancher Lehrling bemüht ist, erst dem Gehör nach — denn Notenkenntniß ist äußerst selten — die Töne und Scalen aufzusuchen, gewiß keinen besondern Ohrenschmaus darbietet. —

Der Oláhzigeuner kennt keine Religion; er erwähnt Gott nur, wenn die Peitsche des Stuhlrichters über seine Posteriora schwirrt, und den Teufel, wenn er seinem Weibe oder seinen Kindern zuruft, daß er sie holen möge, was freilich beides sehr oft geschieht. — Der stabile Zigeuner hingegen, und besonders der musicirende, ist Christ, und gehört als solcher immer der Confession des Dorfes an, bei welchem er wohnt; doch wo zwei oder mehrere Confessionen in einem Dorfe sind, neigt er sich entschieden dem Protestantismus zu.

Ich hatte oft Gelegenheit, diese nationalen Tonkünstler in ihrer Behausung zu sehen, und fand stets eine gewisse Modestie, eine Gewähltheit im Ausdrucke dem Fremden gegenüber, und eine Süßigkeit im Benehmen gegen die Angehörigen, obwol ich sehr wohl wußte, daß Meister Pali (Paul) oder Marzi (Marton) im Negligé des Alleinseins gar nicht selten seine Frau Gemahlin prügelt, und seine Kinder per „Kölyök" — junger Hund — titulirt. — Auch in der Kleidung hat sich der musicirende Zigeuner gewöhnlich metamorphosirt. Das lange Ringelhaar wird kurz geschnitten und mit besonderer Sorgfalt gepflegt; Deutsche Pantalons und eine blaue Jacke mit Silberknöpfen bei den mittlern Klassen, ein vollständig Französischer Anzug bei den höhern Musikbanden ersetzt den frühern alten Husarendollman und die blau oder roth geschnürten Hosen mit den fast nie fehlenden geflickten Knien und abgeschossenen Cordnanstiefeln. — Die Sprache ist noch immer sehr unterthänig, und verliert nur bei den höhern Banden das eigenthümliche Aussprechen des „S" wie „Sch", aber sie ist reiner und schon mit einigen Modephrasen durchspickt, weil der musicirende Zigeuner sehr oft mit Adel und hohen Herrschaften in Berührung kam. Auch darin unterscheidet er sich vortheilhaft von seinen übrigen Brüdern, daß er seine Kinder wenigstens eine Zeit lang in die Schule schickt, und sich bemüht, ihnen nach seiner Weise sogenannte Lebensart beizubringen, damit sie auf ihrer spätern Laufbahn sich in der Welt zu finden wissen. Einen Hauptcharakterzug im Leben des musicirenden Zigeuners aber bildet die entschiedene Hinneigung zum Magyarischen Element, und eine heiße, oft sehr innige und zu Opfern bereite Liebe zum Ungarischen Vaterlande. Daß die Zigeuner überhaupt sich verhältnißmäßig zahlreich an dem Ungarischen Kampfe betheiligt und einige von ihnen sich sogar Officiersgrade erworben haben, dürfte den Lesern dieser Blätter nicht unbekannt sein; doch dürfte ihnen unter den vielen Nationalitäten Oestreichs und besonders Ungarns die der „Neu-Magyaren" unbekannt sein, welchen Namen sich die Zigeuner Ungarns in neuerer Zeit beilegten; auch findet man in ganz Ungarn nur wenig Zigeuner, die, mögen sie unter welcher Nationalität immer wohnen, nicht der Ungarischen Sprache, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, mächtig wären.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ein Abschnitt aus meinen eignen Erlebnissen dürfte hier am Geeignetsten sein, einen klarern Blick in das Leben unsrer Naturkünstler zu werfen.

Als am 18. August die Festung Arad an die Kaiserlichen übergeben wurde, machte ich mich mit zweien meiner Freunde auf den Weg, um die Heimath in Oberungarn aufzusuchen. — Unser Gesammtvermögen bestand aus folgender Summe: Kossuthnoten hatten wir eine beträchtliche Anzahl, doch konnten wir bereits in Arad nicht eine Melone für eine Zehnguldennote erstehen. An Silbergeld hatte ich 11½ Zwanziger, einer meiner Gefährten 5 Gulden Münze, der andere 34 Kreuzer theils in Silber-, theils in Kupferscheidemünzen. Hiermit sollten wir bis Pesth — eine Strecke von 30 Meilen — wandern, da wir bis dahin keinen Bekannten hatten, bei dem wir Geld auftreiben konnten. So wanderten wir mit unsern schweren Reisebündeln theils per pedes apostolorum, theils auf Gelegenheiten bis Csongrád, wo wir an einem Sonnabend ankamen. Morgens darauf wollten wir weiter reisen, aber eine etwas lange Fußpartie am vorigen Tage hatte unsre Kräfte ziemlich erschöpft, und die Morgensonne des Augustsonntags verkündete einen heißen Tag. In Csongrád waren mehrere Straßen in Schutt verwandelt, alle im Orte vorhandenen Pferde für Russen und Oestreicher auf Vorspann gefahren, und ein Fuhrwerk gar nicht, oder doch für einen uns unerschwinglichen Preis zu bekommen. In gewöhnlicher Zeit zahlt man hier für einen Wagen nach Pesth 10—12 Gulden Münze, jetzt verlangte man bis Ketskemét, welches auf der Mitte des Weges nach Pesth liegt, 15 Gulden. Unser Wirth, dem wir unsre Verlegenheit klagten, rieth uns daher an, zu den Zigeunern hinauszugehen, und dort nach einem gewissen „Sipos" nachzufragen, der Pferde zu halten pflege, und uns vielleicht für einen mäßigern Preis fortschaffen werde. Die Zigeunercolonie, welche fast aus lauter Musikern besteht, liegt links von der Straße, die nach Pesth führt; wir machten uns also mit unserm Gepäcke auf den Weg, mit der Vornahme, wenn diese letzte Hoffnung scheitern sollte, unsre Reise von der Zigeunerzeile zu Fuß fortzusetzen. Da ich die Natur der Zigeuner kenne, so ließ ich einen meiner Reisegefährten in einiger Entfernung von der Zeile bei unsrem Gepäck zurück, und ging mit dem andern der Zeile zu; denn der Zigeuner ist ein gemüthliches und gefälliges Geschöpf, doch muß er vor dem Menschen Respect haben, und wären wir wie zugereiste Handwerksburschen mit den Bündeln auf dem Rücken in die Colonie gekommen, so wäre gewiß die erste und definitive Antwort gewesen: „Liebes, süßes Herrchen, ich habe keine Pferde, ich habe sie vorige Woche verkauft" u. s. w.; so hatten wir doch noch ziemlich das Aussehen von „tisztességes úri emberek" — ehrbare Gentlemen — und konnten auf höflichen Bescheid rechnen. — An der Zeile angekommen, trafen wir gleich vor dem ersten Hause einen kleinen Jungen mit einer etwas langen, aber dünnen Thonpfeife im Munde auf der Erde hockend, der sich bei unsrer Ankunft erhob, doch ohne die angerauchte Pfeife aus dem Munde zu nehmen. An dem Kleinen, der etwa 7 Jahre haben mochte,

glänzte der Sonntag aus allen Fugen hervor. Der schwarze Leib und die Glieder waren mit einem blendend weißen Hemde und eben solchen Gatyen — breite, faltenreiche Leinwandhosen — bedeckt, das Haar frisch mit Fett geschmiert und hinter die Ohren geglättet, und selbst die Füße, die noch nie ein Stiefel tyrannisirt hatte, zwar schwarz, doch sah man es deutlich, daß sie erst unlängst im Wasser gewesen. Auf unsre Frage nach dem „Sipos Bácsi" — Vetter Sipos — führte uns der Junge immer rauchend bis gegen die Mitte der Zeile, wo er in ein niedriges, aber reingescheuertes Häuschen „Barcsa Néne" — Muhme Barcsa — hineinrief, worauf eine mehr als corpulente, am Oberleibe mit einem bis an den Hals reichenden blanken Battisthemde, von den Hüften abwärts mit einem groß- und grellgeblumten Cottonkittel und einer faltenreichen blauen Schürze bekleidete Person, die etwa vierzig Jahre zählen mochte, herauskam, und hinter der halben Küchenthüre stehen bleibend uns fragte, was wir zu befehlen beliebten? Auf unsre Angabe öffnete sie die Thür, und stieg zwei Treppen aus der Küche hervor und zu uns in die offene Hausflur. „Mein Mann, gnädige Herrschaften, ist in der Kirche, doch muß er bald kommen, denn es ist nahe an zehn Uhr; wenn sie gütigst warten wollen, er wird sich freuen, solche schöne, herrliche junge Herren fahren zu können." Eine Zigeunerin kann weder mit einem jungen Manne, noch mit einem Mädchen vier Worte wechseln, ohne ihnen zu sagen, daß sie zum Küssen seien. Ich hatte einmal Gelegenheit, eine Zigeunerin Karten aufschlagen zu sehen, wo sie einem 45jährigen bucklichten und wie die Nacht häßlichen Jungferchen herauslas, daß ihr Geliebter, mit dem sie seit einiger Zeit fachè ist, durch ihren Groll in ein hitziges Fieber gefallen sei, und ganz gewiß dem Tode entgegengehe, wenn sie sich nicht seiner erbarmen und ihn anhören werde. Natürlich hatte das Fräulein weder einen Geliebten, noch hätte sie das Herz gehabt, einem solchen nur im Mindesten gram zu sein, aber die Enthüllungen der braunen Pythia wurden mit einem gefälligen Lächeln aufgenommen und mit einem ½ Zwanziger belohnt. Auch wunderte ich mich nicht, als ich aus der Schürzentasche der Barcsa Néne ein Pfeifenrohr mit einer Quaste hervorblicken sah, denn es war mir bekannt, daß das schöne Geschlecht bei den Pharaoniden fast durchwegs mehr den Tabak als die Männer liebt, und ihre Tugend dürfte vielleicht einer Belagerung, aber schwerlich einer schwarzen oder bunten Thonpfeife, einem halblangen Pfeifenrohr mit einer national-tricoloren Quaste, oder gar einem mit Perlen gestickten Tabaksbeutel widerstehen. — Wir hatten kaum einige Worte gewechselt, als die Fama — vermuthlich in Gestalt des oberwähnten kleinen Cicerone — die Ankunft zweier „úri emberek" bei Sipos' verbreitet hatte, und der kleine Raum, in welchem wir uns befanden, füllte sich bald mit der Einwohnerschaft der ganzen Zeile. Alles war sonntäglich gekleidet, die Männer fast durchgehends im Hausnegligé wie der oben beschriebene Knabe, die Weiber und Mädchen mit einigen Modificationen wie die Frau unsers Fuhrmanns in spe, nur mit dem Unterschiede, daß diese

als wohlhabende Hausmutter ein Vierducatenstück am Halse trug, während die Andern Glasperlen, rothe Korallen, Silbermünzen und dergl. als Schmuck zur Schau trugen. — Wir waren damals zu sehr mit unsrer mißlichen Lage beschäftigt, um näher auf die Sondirung dieser höchst interessanten Gruppe einzugehen, doch sind uns sowol unter den Junggesellen als unter den Mädchen höchst anziehende, ja selbst schöne Gestalten und Gesichter aufgefallen. Besonders lieb sahen zwei Mädchen aus, die sich vertraulich an unsre Wirthin gelehnt hatten, und unter ihren langen Wimpern schwarze Blitze hervorschießen ließen. Der glänzend-schwarze, dichte Haarwuchs war gescheitelt und in zwei bis ans Knie reichende Zöpfe gezwängt, an deren Enden bunte Seidenbänder eingeflochten waren; doch die ursprüngliche Lockenform widerstand den Zähnen des Kammes, und das Haar bildete eine wellenförmige Linie an Stirn und Wangen, deren dunkler, aber lebensfrischer und feiner Teint von einer nur schwachen, aber gleichmäßigen Röthe durchwoben war; der Wuchs war, wie fast bei allen jungen Zigeunerinnen, schlank und schmächtig, die bloßen Hände und Füße klein und zart geformt, und das an der Hüfte stramm angezogene Hemd ließ einen Busen errathen, wie sich ihn die Griechen an ihrer Hebe dachten.

Ich machte meinen Begleiter in Deutscher Sprache auf das schöne Mädchenpaar aufmerksam, und da bei dieser Gelegenheit sowol meine als meines Freundes Blicke nach ihnen hinschweiften, so errieth unsere Barcsa Néne bald den Gegenstand unsers Gesprächs, und sich nach den etwas verlegen blickenden Mädchen wendend sagte sie mit einer den ältern Zigeunerinnen besonders eigenen Verschmitztheit: „Diese ist meine Tochter und diese meine Nichte; Sie sind eben auch Zwei, meine schönen, goldenen Herrchen, und könnten sie also heirathen; wollen Sie sie, so sollen Sie sie zur Stelle haben; der Braten für heute Mittag steht schon im Ofen, ein Bißchen Weinlein ist auch im Hause, für Musik brauchen wir nicht zu sorgen, und der Pfaff ist zu jeder Stunde zu haben, wenn's ihm nur vom Kaisers Bild (Geld) anbefohlen wird. Ihnen — setzte sie zu mir gewendet hinzu — gebe ich meine Tochter, weil Sie so schönes schwarzes Haar haben; Ihr blonder Reisegefährte, dessen Großvater wenigstens ein Schwab gewesen sein muß, wird sich mit meiner Nichte begnügen; sie ist ein gutes Mädchen, und kann gut stricken, nähen und sticken, aber wenn sie einen halben Tag mit uns im Kukurutzfeld — Maisfeld — gräbt, bekommt sie Uebelkeiten. Sie hat eine herrliche Kehle, singt aber nur traurige Lieder, und wenn sie ihr Lieblingsliedchen:

„Ich gehe zum Schreiner,
Ein Kreuz mir bestelle,
Aufs einfache Kreuz dann
Da schreib' ich zur Stelle:
O sehet, o sehet,
Im irdischen Schoße

Hier welket der Treue
Zertretene Rose."*)

abgesungen hat, da kommen ihr die Thränen, als hätte sie zwei Löffel Paprika (Spanischen Pfeffer) verschluckt, oder als hätte sie einen Mann, der täglich betrunken nach Hause kommt, und einige Baßgeigenbogen an ihrem Buckel zerbricht." Die Gesellschaft schlug über diesen Witz eine gellende Lache auf, aber das getroffene Mädchen ließ ihre langen Wimpern wie einen Vorhang vor den feuchten Augen niederfallen, und ich war eben im Begriff, ihr etwas Angenehmes zu sagen, als unser ersehnter Sipos bácsi erschien, in Gesellschaft eines anmuthigen, bürgerlich gekleideten Knaben, der sich beim ersten Anblick als zur Race der Colonie gehörend kundgab, und eines andern jungen Mannes, den jeder Ungar, der einst selbst den gelehrten Staub eines Gymnasiums, Lyceums oder Collegiums eingeathmet hat, als Ungarischen Studenten erkennen mußte. Später erfuhren wir, daß der Knabe der hoffnungsvolle Sprößling unsers Fuhrmanns und seiner Frau, der junge Mann aber ein Student sei, der dem jungen Sipos in der Ungarischen und Lateinischen Grammatik und in der Kenntniß der Musiknoten Unterricht ertheilt, wofür er jeden Monat zwei Gulden Schein — 16 Neugroschen — und Sonntags den Mittagstisch bekommt.

Nachdem Marczi erfuhr, was uns zu ihm geführt, lud er uns ein, in seine Wohnung zu treten, und wir waren erstaunt über die bürgerliche Nettigkeit, welche hier mit einem nur den sogenannten wohlhabenden Philistern eigenen Comfort gepaart war, nur fehlte dem Ganzen etwas Geschmack im Arrangement und die Voraussetzung, daß dies Alles von den Bewohnern wirklich als Bedürfniß gefühlt und auch benützt wird. —

Nachdem wir uns niedergesetzt hatten, zog ich meine Meerschaumpfeife, eines der letzten Ueberbleibsel einer bessern Zeit, hervor, und verlangte Feuer; aber die ganze Familie war so beschäftigt mit Bewunderung meiner Pfeife, daß ich dreimal meine Bitte wiederholen mußte, um Feuer zu erhalten. Am Meisten war Lady Barcsa von meiner Pfeife bezaubert. „Hei! süßer gnädiger Herr" — sagte sie — „wenn Sie mir diese Pfeife schenken, so brauchen Sie sich nie vor mir zu fürchten" — eine gewöhnliche Redensart der Ungarischen Bauern — „und obendrein würde ich Sie noch ewig lieben." Diese drollige Zugabe erregte wieder allgemeine Heiterkeit, aber mir kam noch hinterdrein die Idee, durch meine Pfeife, die zwar 12 Gulden Münze unter Brüdern werth war, für die ich aber in der damaligen Noth an Oestreichischem Gelde kaum die Hälfte bekommen hätte, den Mangel unsrer dürftigen Börse zu ersetzen. Ich stellte sogleich die Frage, ob Vetter Marczi geneigt wäre, einen Tauschhandel mit seiner Fuhre nach Ketskemét auf meine Pfeife einzugehen? Marczi kratzte sich hinter

*) Aus einem beim Volke sehr beliebten Gedichte Petöfi's.

den Ohren und meinte, die Pfeife wäre zwar sehr hübsch, aber seine Pferde könnten doch nicht mit Meerschaum gefüttert werden, und da ich gewiß noch Etwas drauf gezahlt verlangen würde, so sei das Geschäft schon darum unmöglich, weil er außer Kossuthnoten kein anderes Geld im Hause habe. Ich war innerlich sehr erfreut, da ich bereit war die Pfeife für die Fuhre hinzugeben, als Barcsa vermittelnd auftrat und meinte: ich werde wol ihr zu gefallen den geraden Tausch eingehen; ich machte natürlich Einwendungen, um nicht hastig zu erscheinen, und das Ende war, daß unsre Wirthin sich auf einige Augenblicke entfernte, und als sie wieder in das Zimmer trat, sechs blanke Silberzwanziger auf den Tisch warf. — „No" — sagte sie — „hier sind noch zwei Gulden Münze, die ich drauf zahle, aber nun, hörst Du, Marczi, gehört die Pfeife mir!" Vetter Marczi schien unter dem Pantoffelregiment zu stehen und willigte in den Handel seiner Frau, und nachdem die Pferde gefüttert waren, und Barcsa meine Hände und die erstandene Pfeife zehnmal geküßt hatte, fuhr die Equipage vor das Haus, wir stiegen in den zweirädrigen Karren, in den ein Pferd nach Art der Droschken zwischen zwei Stangen, das andere an die rechte Achse gespannt war, und gelangten nach fünf Stunden zu den Ketskeméter Weingärten — eine Strecke von 8 Meilen — wo wir laut Verabredung abstiegen, da kein Fuhrmann damals in eine Stadt hineinfahren wollte, wo, wie es allgemein hieß, die Oestreicher jeden vorfindlichen Wagen requirirten, und oft auf Wochen lang in kaiserliche Dienste nahmen, ohne den armen Fuhrleuten des Kaisers Gesicht sehen zu lassen.

Dies das Bild des Ungarischen Zigeuners in dem engen Kreise seiner niedrigen Hütte. Aber der Zigeuner ist auch eine öffentliche Person, eine Person, die im Ungarischen Staatsleben eine Rolle spielte, ja er war eine pars adnexa der Ungarischen Constitution; allein nur dann, wenn der Fiedelbogen in seiner Hand, die Klarinette an seinen Lippen, oder die Baßgeige an seiner Seite ist.

Der Oláhzigeuner auf der Heerstraße, neben seiner jämmerlichen Equipage herschlendernd, kratzt mit einem Bogen auf einem Ding, das einst vermuthlich eine Geige war, aber jetzt selten mehr als eine oder höchstens zwei, an zehn Stellen zusammengeknüpfte Saiten hat, oder bläst in eine Klarinette, an der zwei Drittheil der Klappen fehlen, und deren Rumpf eine Anzahl Spalten zeigt, die er sich von dem Buckel der Frau, des Bruders oder des Vaters seines Herrn geholt hat; allein dies ist nur Dilettantismus oder das Bedürfniß, einige Stunden eines ganz beschäftigungslosen Lebens auszufüllen. Der eigentliche Musikant lebt einzig und allein seinem Instrumente, liebt dieses mehr als sein Weib und seine Kinder, mehr als die eigroßen, silbernen Knöpfe an seiner Jacke, ja mehr als seine rothe Weste und die Spornen an seinen Stiefeln, und man wird oft bei den armseligsten, in Lumpen gehüllten und von den tanzenden Bauernburschen mißhandelten Zigeunern Instrumente finden, die jedem Künstler Ehre machen, und einen Werth haben dürften, der das Vermögen einer ganzen Zigeunercolonie übertrifft.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Zigeuner spielt nur selten aus Noten, er faßt alle Tonweisen der Erde mit dem bloßen Ohre auf und giebt sie von seiner Geige oder Klarinette wieder; aber er, dessen bleibender Wohnsitz von der Gnade eines jeden Dorfrichters abhängt, der sich — wie ein Ungarischer Dichter singt — selbst nicht rühmen kann, der Sclave eines Menschen zu sein, er hat sein Vaterland im Reiche der Töne, das ihm von Niemandem in Ungarn streitig gemacht wird, und dies ist die Ungarische Nationalmusik.

Der Magyar liebt nebst seinem Vaterland und seinem Pferde Gesang und Musik über Alles, aber als Orientale hielt er besonders in früherer Zeit die Ausübung der Musik für etwas dem ernsten Manne, dem tapfern Krieger Ungeziemendes. Die kriegerische Vorzeit unsers Vaterlandes mag auch das Ihrige beigetragen haben, den Magyaren von der Handhabung des Instrumentes fern zu halten. Der Zigeuner, der das Privilegium eines Paria hatte, von Freund und Feind unbeachtet zu bleiben, begleitete den Magyarischen Krieger in die Schlacht, entflammte seinen Muth durch die berauschenden Accorde des Rákóczimarsches, und strich seine Geige sowol bei den Triumphzügen der Ungarischen Helden, wenn sie siegreich aus der Türkenschlacht heimkehrten, als vor dem Zelte des Osmanischen Pascha, wenn dieser sich zum Zeitvertreib einige Hundert Magyarenköpfe niedersäbeln ließ. Er triumphirte nur, wenn der gnädige Peitschenhieb des Magnaten von einer vollen Flasche und einigen Silbermünzen begleitet wurde, und wurde nur nach Stambul geführt, wenn eine glänzende Gesandtschaft dem Padischah ihre Aufwartung machen sollte, bei welcher eine Musikbande wie bei andern Feierlichkeiten nicht fehlen durfte.

In neuerer Zeit, wo der Ungar den Streitkolben mit der Feder und das handbreite Schlachtschwert mit dem Paradesäbel vertauschte, wo der Feind nicht mehr von den Ufern des Bosporus, sondern von der großen Kaiserstadt her drohte, wurden nicht weniger und nicht minder erfolgreiche Schlachten geliefert, und der Bauernadel — diese stehende und stets mobile Armee der vormärzlichen Constitution — folgte jetzt dem „hon' embere" — Manne des Vaterlandes — in den Comitatssaal, um dort gegen die „Petsovitsen" — Regierungsgesinnten, Conservativen — zu kämpfen, wie früher dem Obergespan oder Palatin in die Schlacht gegen Türken und Tartaren. Die vierteljährlichen Comitatsversammlungen, und noch mehr die alle drei Jahre stattfindende Beamtenneuwahl und die Wahl der Reichstagsdeputirten bildeten die constitutionellen Schlachtfelder, wo alle Abstufungen des Adels, die zu einer Partei gehörten, eine geschlossene Phalanx bildeten, um auf die Gegenpartei loszustürmen, oder sich gegen dieselbe zu vertheidigen, und hier war es, wo der braune Tonkünstler eine Nothwendigkeit, ja in einer gewissen Hinsicht eine Macht im Staate bildete. Die A. A. Zeitung, welche schon im Vormärz so sehr beflissen war, die Schattenseiten unsrer alten Verfassung — die übrigens jede alte Verfassung hat — hervorzuheben, und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

das Streben der liberalen Partei zu verunglimpfen, hat das Deutsche Publicum zur Genüge mit den Mißbräuchen bekannt gemacht, welche bei diesen constitutionellen Versammlungen stattfanden, obwol es eben die liberale Partei war, welche diese Mißbräuche auf die einzig mögliche Weise, nämlich durch die Ausdehnung der politischen Rechte auf alle Einwohner des Landes, zu beseitigen suchte. Unter den verschiedenen Lockmitteln, welcher sich die Parteien bedienten, um den unwissenden Bauernadel zu ködern, spielte die Musik eine sehr bedeutende Rolle, und nicht selten hing das Gelingen eines politischen Vorhabens von dem Umstande ab, ob die zu Gebote stehenden Musikbanden, welche die „nemes urakat" — adeligen Herren — unterhalten sollten, mit den Banden der Gegenpartei die Concurrenz bestehen konnten. — Zur Zeit einer Beamten- oder Deputirtenwahl waren die Zigeunermusikbanden des betreffenden Comitats fast nie hinreichend, und es wanderten aus den benachbarten Comitaten ganze Truppen dieser Musensöhne herbei, um den Mangel zu ersetzen. Herr Ignatz Nagy, der in seinem Lustspiel „Tisztujitás" — Beamtenrestauration — ein treffendes Bild des Wesens und Unwesens dieser constitutionellen Function gab, hat auch dieses Moment vortrefflich dargestellt, und ich habe in meinem Comitate selbst nicht selten das Beispiel erlebt, wo ein geschickter „Kortesvezér" — Anwerber und Anführer des Bauernadels für eine gewisse Partei — noch in der letzten Nacht vor dem Wahltage seine besten Zigeunerbanden zu einer mächtigen Capelle vereinigte, und vor der „Tanya" — gewöhnlich ein Mayerhof, oder ein anderes herrschaftliches Wirthschaftsgebäude, wo die Herren nemesek ohne Hosen einquartiert waren und bewirthet wurden — der Gegenpartei die beliebtesten Musikpiècen aufführen ließ, worauf die Reihen dieser Partei so gelichtet wurden, daß sie am folgenden Tage nicht daran denken konnten, eine Majorität bei der Abstimmung zu erhalten, und den Gegnern ohne Kampf den Sieg überließ. Ueber das Wohlbefinden der Tonkünstler bei diesen constitutionellen Fêtes dürfte kaum Etwas gesagt werden. — Aber auch außer diesen goldenen Tagen gab es noch viele andere, die mehr Silber in den Beutel des Czigány wandern ließen, als man heutzutage in der Kasse manches Wiener Kaufmanns finden dürfte. Die häufigen Comitatsbälle, wo der ganze höhere Adel des Comitats und aus der Nachbarschaft zusammenströmte, und wo fast nur Zigeunermusik beliebt war, die Conferenzen der Parteien mit den diesen folgenden Zweckessen, die Geburts- und Namensfeste reicher Magnaten und adeliger Personen, die Gratulationsfeste bei erhaltenen hohen Aemtern, die Installationen neuernannter Obergespane, waren eben so viele kleinere und große Quellen, die dem Zigeuner Geld, Wein und Braten zufließen ließen, und selbst der Bürger, Bauer und Jude mußten dem Künstler im Fasching (Fastnacht), bei Hochzeiten und andern Familienfesten ihren Tribut zahlen.

Schließlich will ich noch eines Umstandes erwähnen, der auf das Leben und

die künstlerische Ausbildung des musicirenden Zigeuners einen bedeutenden Einfluß ausübte, und dies ist das Protectionswesen. Bei der rechtlosen Stellung des Ungarischen Zigeuners im Vormärz überhaupt, und bei dem Umstande, daß diese Geiger und Pfeifer oft erhebliche Werkzeuge in der Hand der Parteien bildeten, mußte sich bald ein Verhältniß ausbilden, welches den Nationalmusikern in jeder Hinsicht nur Vortheil bringen konnte. Reiche adelige Herren, Parteichefs und besonders Musikliebhaber, nahmen sich mancher auf ihren Gütern lebender Zigeunerbande, besonders wenn diese einen gewissen Grad von Vorzüglichkeit erreicht hatte, und einige talentvolle Mitglieder in ihrer Mitte zählte, mit besonderer Wärme an, empfahl sie bei allen vorkommenden Fällen, suchte ihr Exterieur zu veredeln, die Disciplin in ihrer Mitte festzuhalten, nahm sie selbst zu ländlichen und Familienfesten guter Freunde auf eigene oder auf Kosten der Gesellschaft mit, und sorgte oft auch dafür, daß wenigstens einige Mitglieder derselben sich Notenkenntniß und höhern Geschmack aneigneten. Solche protegirte Banden gehörten immer der Partei ihres Chefs mit Leib und Seele an, und da die stolzen conservativen Magnaten sich fast nie zum Protectorat eines Paria herabließen, so folgte daraus, daß die liberale Partei fast stets über die beste Musik disponiren konnte. Als einen solchen Protector müssen wir auch den jungen Edelmann, Herrn Prileszki, bei der in Deutschland mit dem glänzendsten Erfolg wirkenden Lóczer Gesellschaft, betrachten, und wir müssen nur bedauern, daß diese vortreffliche Gesellschaft dem Deutschen Publicum eine so schlechte Meinung von der Ungarischen Nationaltracht beibringt. Unsre Nationaltracht ist trotz ihres Orientalischen Tipus Nichts weniger als bizarr, und ich erinnere mich unter den Tausenden von Adeligen, welchen ich bei der Krönung König Ferdinands V. und auf den zahlreichen Preßburger Reichstagen begegnete, nie einen Ungar gesehen zu haben, der eine blaue Hose und einen rothen Atilla mit breiten silbernen Schnuren — oder vielmehr Borten — getragen hätte, wenn wir nämlich nicht die Livrée eines Ungarischen Bedienten oder Leibjägers für die Ungarische Nationaltracht nehmen wollen. Unsre Nationaltracht ist am Schönsten in ihrer einfachsten Einfachheit: Schwarzer oder dunkelblauer Atilla, nach Verhältniß schwarze oder dunkelblaue Hosen mit schwarzem Schnurwerk hätten unsre Nationaltracht jedenfalls getreuer wiedergegeben.

Der Proceß Bocarmé.

In Mons wurden am 27. Mai die Assisen mit dem Proceß des Grafen Visart de Bocarmé und seiner Gemahlin eröffnet, Beide angeklagt, den Bruder der Letztern, Gustav Fougnies, am 20. November auf ihrem Schlosse Bitremont